



Die rote Fahne weht nur kurz: Rudi Hindenburg als Matrose und Revolutionsführer Fritz.

Foto Olaf Struck

# Revolution!

Kiel zeigt das Stück „Neunzehntzahn“, geschrieben vom Grünen-Chef Robert Habeck

Der Oberbürgermeister, die grüne Staatssekretärin, zwei Journalisten aus der Hauptstadt – alle klopfen Robert Habeck auf seine dünne signalrote Jacke und fragen immer das Gleiche: „Na? Bist du aufgeregt?“ Habeck ruft: „Nö!“ Dann dreht er sich um. Und huscht in der Dunkelheit, etwas abseits der Menschenmenge, doch immer wieder hektisch auf und ab.

Am Tor der ehemaligen Technischen Marineschule, einem heute leerstehenden Haus von 1912, warten 150 Kieler auf die Theaterpremiere des Jahres. Das zehn Jahre alte Stück „Neunzehntzahn“ wird wiederaufgenommen, komplett neu inszeniert. Es soll die Zuschauer den Kieler Matrosenaufstand nachfühlen lassen – nicht im fünf Kilometer entfernten Schauspielhaus der Stadt, sondern dort, wo er vor einhundert Jahren wirklich begann. Und an diesem Abend mit dem, der es für die Bühne adaptierte: Der Grünen-Politiker Robert Habeck hat das Stück mit seiner Frau Andrea Paluch geschrieben.

Damals war der Kieler noch Landesvorsitzender seiner Partei in Schleswig-Holstein, und auf der Premierenparty in einer verqualmten alten Seemannskneipe an der Förde hörte man ihn sagen, dass er „wieder Lust auf mehr Politik“ habe. Rückblickend ein Treppenwitz der Geschichte. Habeck ist heute die große Hoffnung der Grünen und vielleicht des Landes überhaupt. Manche sehen ihn als Kanzler in einer nicht allzu fernen Zukunft.

Aber an diesem Abend läuft er etwas zu viel vor dem Tor der Marineschule auf und ab. Das Radio will mit ihm reden, der Intendant Daniel Karasek sagt auch mal Hallo. Habeck stellt sich immer wieder an den Rand, wirkt wie das, was man wohl sein Markenzeichen nennen muss: einer von uns. Er mag derzeit der beliebteste oder zweitbeliebteste deutsche Politiker sein, je nach Umfrage, und die treibende Kraft beim Höhenflug der Grünen, aber er ist eben auch schon lange Schriftsteller. Fast immer gemeinsam mit seiner Frau und Ko-Autorin Paluch. Ihr erster Roman erschien 2001, es folgten Krimis, Jugendbücher, zuletzt zwei politische Sachbücher. Seine Vision „Wer wir sein könnten“ ist im Oktober erschienen. Eine Sprachkritik, eine Meta-Analyse der Art, wie Politiker miteinander und über das Land reden. Eigentlich viel zu abstrakt für einen Publikumsroman, trotzdem in den Bestsellerlisten. In dem Buch stehen Sätze wie: „Es geht mir darum, eine Perspektive aufzuzeigen, eine sprachliche, eine politische.“ Er zitiert im Text nebenbei gern Shakespeare, Luhmann, Schlegel und Aristoteles. Etwas beiläufig und schlagwortartig. Aber offenbar ohne dass ein Ghostwriter beteiligt war – hier schreibt ein studierter Philosoph, der vor zwanzig Jahren mit einer Arbeit über Ästhetik promoviert wurde.

Heute in Kiel ist erst einmal jeder Teil der Menge. „Kameraden!“, schreit plötzlich ein Uniformierter. Die Zuschauer müssen sich einer von drei Gruppen zuordnen, als Matrose, Arbeiter oder Offizier durch das Stück gehen. Jeder be-

kommt dazu eine alte Taschenlampe in die Hand. Und dann zieht man plötzlich durch die Straßen und ist Teil einer nachgespielten Demonstration, wie es sie 1918 gegeben haben mag. Dann stehen die ersten Anwohner auf den Balkonen und schauen. Unter ihnen drängt sich eine beachtliche Menschenmenge und skandiert „Revolution!“ Da wird doch nichts geschehen sein?

Dieses Stück ist mehr als Theater. Es führt durch drei Stadtteile, mehrere Busstouren, einen kurzen Film wird es geben, und dann das große Finale in einer Maschinenhalle. Michael Uhl, der vor zehn Jahren und auch heute wieder das Stück inszenierte, ist ein typischer Regisseur der zweiten Theater-Bundesliga. Er hat

den Vorverkauf geht, ist er noch am selben Tag ausverkauft.

Im Jahr 2008 fand das Stück ausschließlich in der alten Marineschule statt. Der Keller war mit einbezogen, und auch damals gingen die Zuschauer in der ersten Hälfte durch das Theater. Zum hundertsten Jahrestag der Novemberrevolution ist die Inszenierung zu einem stadtwidigen Spektakel geworden. Drei Reisebusse stehen bereit, um an verschiedene Orte der Stadt zu fahren. Auf der Kieler Feldstraße müssen die einen die anderen symbolisch niederschleichen, so wie es am 3. November 1918 genau dort geschah. Dazu blinken die Offiziere (aus dem Publikum) mit ihren Taschenlampen, und die Matrosen und Arbeiter rennen.

handlungen zwischen Arbeitern, Matrosen, SPD und USPD, sitzt man in dem Haus, in dem diese einst stattfanden. Und liest oder hört man Habeck, bekommt man auffällig wenig Politikersprech. Gut vorstellbar wäre, dass er an seinen Sätzen feilt, damit sie bloß nicht wie das klingen, was Berufspolitiker äußern – manchmal wirkt das fast bemüht. Aber in seinem Buch lässt er eben auch Selbstzweifel zu, übt Kritik am linken Sprechen, das auch sein eigenes sei: „Oft bevormundet und manchmal ausgrenzend.“ Oder: „schlicht blutleer“. Dass jemand Schwächen zeigt, dürfte seine Stärke sein – diesen Effekt bekommt man bei einem abgebrühten Christian Lindner jedenfalls nicht.

Außerdem versucht Habeck nun, wohl erstmals seit Günter Grass, wieder mehr Nähe zwischen Politik und Künstlern herzustellen. Der 49-Jährige trifft sich derzeit abseits der Öffentlichkeit mit Schauspielern, Autoren und Musikern. Eine Bewegung der Intellektuellen soll entstehen. Welche Form diese bekommen wird, weiß wohl noch keiner der Teilnehmer so genau. Aber sie kommen alle, wenn er ruft. Der Pianist Igor Levit wird eine zentrale Rolle darin spielen, so viel kann man sagen, weil Levit das selbst schon angedeutet hat und sich ohnehin oft politisch äußert. Er spielte und sprach kürzlich beim Europa-Parteitag der Grünen. Die Aufbruchstimmung, die „Neunzehntzahn“ verstrahlt, passt da nur. „Das Herz schlägt natürlich für die Revolution“, sagt Habeck auf die Frage, ob der junge USPD-Genosse Fritz oder sein Antagonist, der bürgerliche Noske, ihn heute bewegen.

Vor zehn Jahren will er das Stück aber geschrieben haben, um über die Figur Gustav Noskes nachzudenken. Der SPD-Mann wurde aus Berlin entsandt, um die Lage in Kiel zu beruhigen – was dem brillanten, aber auch skrupellosen Taktierer innerhalb einer Woche gelang. Er genoss das Vertrauen von Offizieren wie Matrosen, und am Ende fühlten Letztere sich doch von ihm verraten. „Wer Freiheit will, muss Ordnung halten“, sagt er im Stück einmal. Das ist dann schon die sehr dichte zweite Hälfte, die Zuschauer sitzen in der alten Marineschule, zwischen einem U-Boot-Motor und alten Messgeräten. Zacharias Preen spielt den Noske servil und intrigant, Rudi Hindenburg den jungen Revolutionsführer Fritz voll ungestümmen Wut. Der Erfolg des einen und das Scheitern des anderen zeichnen das Drama der Politik nach, bis heute.

„Manchmal redet Noske wie auf einem Grünen-Parteitag“, sagte Habeck über sein Stück. Hier analysiert auch ein Realo sich selbst. Aber einmal erklingt die „Internationale“. Ein erhebender Theatermoment, rote Fahnen wehen im Raum, fünf Revolutionäre stehen siegesgewiss auf einem Tisch. Habeck singt mit. „Ich kauf mir jetzt auch so eine Matrosenjacke“, murmelt Habeck am Schluss, „für Berlin. Denen mal zeigen, wo es langgeht.“

THOMAS LINDEMANN

Weitere Aufführungen von „Neunzehntzahn“ unter theater-kiel.de. Das Buch „Wer wir sein könnten“ erscheint bei Kiepenheuer & Witsch.

## MORALISCHE GESCHICHTEN

### FEUILLETON

VON MAXIM BILLER

Eines Morgens wachte der berühmte Feuilletonist Adlerstein nach einer von vielen dunklen Hellmuth-Karasek-Alpträumen unterbrochenen Nacht auf und hatte plötzlich keine Meinung mehr. Es fing damit an, dass er beim Frühstück lange seine Frau Bronja ansah und das erste Mal seit Jahren nicht mehr wusste, ob er sie nicht vielleicht doch liebte, obwohl sie inzwischen wie ihre und seine Mutter gleichzeitig aussah – aber wirklich sicher war er sich auch wieder nicht. Danach konnte er sich ewig nicht zwischen Tee und Kaffee entscheiden – dabei trank er eigentlich nie Tee –, und dass er Bronja schließlich bat, ihm einen Earl Grey mit einem Schuss warmer Milch zu machen, verwirrte ihn völlig. Und als er dann auch noch in der „Süddeutschen Zeitung“, für die er irgendwann einmal als Student ein offenbar tausendjähriges Abo unterschrieben hatte, eine Michael-Wolffsohn-Karikatur mit SM-Peitsche und SS-Stiefeln entdeckte, dachte Adlerstein müde, ach, die glücklichen „SZ“-Leute, ihre starken Ansichten hätte ich auch gern!

Auf dem Weg in die Redaktion – Adlerstein hatte, bevor er losging, lange vor dem Haus gestanden und hin und her überlegt, ob er wegen der frischen Luft zu Fuß gehen oder doch lieber mit der überfüllten U-Bahn fahren sollte – erinnerte er sich an den großen Anti-Hannah-Arendt-Essay, an dem er schon seit Monaten arbeitete. Plötzlich wusste Adlerstein nicht mehr, was er gegen die bei den deutschen Linken so verdächtig beliebte Philosophin hatte. Ja, sie guckte zwar seit ihrer Trennung von dem Nazi Heidegger immer so böse und frustriert wie Bronja und ihre und seine eigene Mutter – aber hatte die Arendt nicht auch ein paar sehr gute, kritische Texte über Adolf Eichmanns Anal-Ekzem geschrieben? Als der ratlose Adlerstein in der Kochstraße aus der U-Bahn ausstieg – wie war überhaupt in die U-Bahn reingekommen?, fragte er sich irritiert –, war er noch mehr durcheinander als vorher und wäre am liebsten gleich wieder nach Hause gefahren – wenn er nicht zugleich gedacht hätte, dass er in die Redaktion musste. Ach, es war wirklich zum Verzweifeln!

Und wie ging es für Adlerstein an diesem schrecklichen Tag weiter? Gleich am Anfang der großen Konferenz wurde leider ausgerechnet er vom Chefredakteur gefragt, ob er nicht einen kleinen Kommentar zu der Sache in Hamburg schreiben wollte. Obwohl er nicht genau wusste, ob er den Kommentar überhaupt schreiben wollte oder nicht und obwohl er schon gar keine Ahnung hatte, was er über die Sache in Hamburg denken sollte, sagte Adlerstein ja – und bereute es sofort wieder.

Was war in Hamburg passiert? Ein junger ostdeutscher Regisseur, der bisher eigentlich immer nur auf Identitäten-Partys die Auftritte Heimatvertriebener Volkstanzgruppen choreografiert hatte, sollte am Hamburger Schauspielhaus eine dramatisierte Version des verbotenen UFA-Films „Jud Süß“ inszenieren. Seit Tagen diskutierten nun alle, ob der bekannte Tragöde und Schauspielhaus-Star Henryk „Oberschmuck“ Azraeli zu Recht erklärt hatte, er werde die „Scheißhauptrolle“ in diesem „dummen Nazi-



Stück“ nicht spielen, da lasse er sich lieber genauso wie seine drei Onkel, acht Tanten und alle Großeltern nach Polen deportieren. Azraelis Kritiker stieß vor allem seine rabiate Gossensprache unangenehm auf. Manche sagten, dass er als festes Mitglied des

Hauses verpflichtet sei, seine Arbeit zu machen, so sei das eben in Deutschland. Und praktisch alle waren der Ansicht, auch engagierte, stürmische junge Leute wie der ostdeutsche Regie-neuling hätten ein Recht auf freie Meinungsäußerung, weshalb man ihre künstlerische Arbeit auf keinen Fall boykottieren dürfe, schon gar nicht, wenn man so ein dahergelaufener, wurzelloser Kosmopolit sei wie der arrogante Henryk „Oberschmuck“ Azraeli mit seinem komischen Singsang-Deutsch und der ewigen Knoblauchfahne.

Warum, fragte sich Adlerstein, als er den Computer anmachte, um die von seinem Chefredakteur bestellten achtzig Zeilen zu schreiben, bin ich eigentlich nicht auf Azraelis Seite? Weil man ihn, den alten, geilen Bock jedes Jahr bei der „Faust“-Verleihung mit einer noch jüngeren und schärferen deutschen Blondine sieht? Oder denke ich vielleicht genauso wie die wachweichen Hitler-Enkel, dass man mit Rechten so lange wie möglich reden sollte, damit sie einem so spät wie möglich den Schädel einschlagen? Oder habe ich, fragte er sich resigniert, in meinem Leben einfach schon zu viel gedacht und geschrieben, um zu glauben, dass es jemals irgendetwas geändert hat, wenn ich zu irgendetwas irgendeine eigene Meinung hatte? Ja, vielleicht, dachte Adlerstein traurig und müde, aber diese ziemlich überzeugende Erklärung für seine jäh geistige Unentschiedenheit und Trägheit überzeugte ihn natürlich auch nicht. Danach starrte er fast eine ganze Stunde lang reglos den Bildschirm an. Und dann machte er, ohne auch nur eine Zeile zu schreiben, den Computer wieder aus und rief seine Frau Bronja an.

„Hallo, Motek“, sagte er, „was machst du gerade?“

„Ich denke an dich“, sagte Bronja. „Was sonst.“

„Und ich denke an dich“, sagte Adlerstein.

„Du lügst“, sagte Bronja und lachte. „Ja, das stimmt, ich lüge...“

„Liebst du mich überhaupt noch?“, sagte sie nach einer kurzen Pause.

Adlerstein schwieg auch kurz, und dann sagte er: „Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.“

„Oh weh, mein Kleiner“, sagte Bronja. „Hast du mal wieder eine von deinen Ich-hab-zu-nichts-eine-Meinung-Phasen?“

„Vielleicht“, sagte Adlerstein. „Vielleicht aber auch nicht. Keine Ahnung.“

„Also ja“, sagte Bronja genervt, seufzte aber gleichzeitig so süß und verzweifelt wie ein junges Mädchen.

„Und was machen wir jetzt, Motek?“, sagte Adlerstein.

„Dasselbe wie immer“, sagte Bronja. „Wir warten. Wir warten einfach, bis es wieder vorbeigeht. Bis jetzt ist es doch immer vorbeigegangen. Stimmt’s?“

„Ja, genau! Ja, du hast vollkommen recht!“, sagte Adlerstein laut und entschlossen – aber wirklich sicher war er sich leider auch nicht.

## KLEINE MEINUNGEN

**Pop I** Dass sie ziemlich gut sind, dürfte sich herumgesprochen haben, aber dass sie noch immer so gut sind, nach zwei wahnsinnsguten Alben, deren Erfolg die anfängliche Underdog-Sympathie in eine ganz fiese Null-Fehler-Toleranz für Kritikerlieblinge verwandelte, das überrascht schon: **Bilderbuch**, lässigste Band Österreichs und Deutschlands eh, hat ein neues Album veröffentlicht, und das ist wieder ziemlich gut. **„Mea culpa“**, nur neun Lieder, und jedes macht ein bisschen ratloser, womit sich dieser Sound noch vergleichen lässt. Mit Frank Ocean und seinen Verlorenheits-hymnen? Oder Yung Hurn, dem anderen Österreicher, der große Lieder über Liebesversuche im Online-Dating schreibt? Mit den traurigen, trotzdem tanzbaren Songs von Anohni, weil auch Bilderbuch Netflix und Nightlife nicht mehr so viel geben, weshalb auf „Mea culpa“ einiges an Schwermut ist, die trotzdem groovt? Wen interessiert’s. Bilderbuch scheinen Genres mittlerweile ähnlich egal zu sein wie Hits. Von der ersten Zeile an – „Heute ist ihr Display schwarz / So schwarz wie ihr Haar“ – macht Maurice Ernst klar, dass er mit seiner



Stimme und dem Gefühl auch über die Zahlungsabwicklung nach Taxifahrten singen könnte, und das tut er dann sogar. Weg ist, was früher gelegentlich etwas nervte, dass vor allem Gitarrist Michael Krammer mit seinen Soli wirkte, als wäre er gern selbst mehr Frontmann.

„Mea culpa“ ist eine Essenz, aufs Minimum optimiert wie das Rezept von Coca-Cola. Am 22. Februar erscheint schon das nächste Bilderbuch-Album, „Vernissage My Heart“. Dann aber: endfiese Null-Fehler-Toleranz. *fls.*

\* \* \*

**Pop II** Die acht Jahre, die es dauerte, bis die Berliner Band **La Stampa** mit **Bonjour Trieste** ihr zweites Album herausgebracht hat, verhalten sich entgegengesetzt zur Zeit, die man braucht, um jedes der zehn Stücke zu mögen. Gesungen wird auf Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch und Bosnisch, von hypersanften Männerwie Frauenstimmen; warme wie Synthesizer oszillieren zeitlos herum, es klingt ein wenig nach Whitest Boy Alive, und noch mehr nach dem Besuch des unaufgeregten besten Freundes, der gerne für immer bleiben darf. *thk*

## ANZEIGE

**Ein Kosmos voller Poesie**

Der großformatige Band gibt einen vielfältigen Einblick in Leben und Werk des jüdischen Malers. Ein ästhetischer Hochgenuss und ein frischer Blick auf einen der populärsten Künstler unserer Zeit.

352 S., 120 farb. Abb., HC mit SU  
Einführungspreis: € 99,- (ab 12.12.19: € 129,00)  
ISBN 978-3-8062-3750-4

wbg Wissen Bildung Gemeinschaft  
wbg-wissenverbindet.de

Der großformatige Band gibt einen vielfältigen Einblick in Leben und Werk des jüdischen Malers. Ein ästhetischer Hochgenuss und ein frischer Blick auf einen der populärsten Künstler unserer Zeit.

noch nie an den ganz großen Häusern der Republik inszeniert. Aber an denen der zweiten Reihe ist er begehrt und höchst erfolgreich. Das liegt auch daran, dass er sich einen Namen gemacht hat mit Inszenierungen, die den Rahmen des Theatersaals sprengen. In Oldenburg ließ er einmal Zuschauer mit Kopfhörern über einen Parkplatz zwischen zwei Supermärkten laufen. Das dortige Stück „Die Hölle von Donnerschnee“ drehte sich um ein legendäres Fußballspiel des lokalen Vereins gegen Dortmund. Weil es das einstige Stadion aber nicht mehr gibt, holte Uhl sich Landkarten aus dem Katasteramt und inszenierte genau da, wo die Tore einst standen – auf dem Parkplatz. Am hellen Tag. Irritierende Begegnungen mit denen, die am Kofferraum ihren Einkaufswagen ausräumten, gehörten zum Konzept.

Genau diese Art von Aktionstheater ist nun auch „Neunzehntzahn“ in Kiel, und mit ein bisschen urbaner Arroganz kann man das ablernen finden. Doch andererseits: Offensichtlich gewinnt man genau so das Publikum. Das Theater Kiel plant zunächst zwanzig Aufführungen. Immer wenn ein weiterer Monat in

Das Stück passt zu einer neuen Selbstvergewisserung für Demokraten, für die Habeck offensichtlich steht und auch stehen will, eine Art Gegenbewegung zur Neuen Rechten. Immerhin kam der Anstoß für die Demokratie auf deutschem Boden aus Kiel. Mit dem Matrosenaufstand vom 3. November 1918 begann alles. Das Gedenken an die Revolution von 1918 ist in der heute von der AfD gründlich genervten Republik erstaunlich schmal ausgefallen. Doch hätten die Matrosen in Wilhelmshaven und Kiel nicht gemeuert, wäre es wohl kaum dazu gekommen, dass Philipp Scheidemann am 9. November 1918 auf einem Balkon des Reichstages die Republik ausruft. Die Stadt Kiel ist heute stolz auf ihre historische Rolle. Das Schifffahrtsmuseum zeigt eine opulente Sonderausstellung „Die Stunde der Matrosen“, Schlagwörter wie „Aufstehen für die Demokratie“ sind in der Stadt plakatiert – im Norden zumindest erinnert sich Deutschland an seine Revolution.

Dort bedienen das Stück und der Politiker Habeck gewissermaßen das gleiche Bedürfnis: die Sehnsucht nach etwas Echtem. Geht es in dem Stück um die Ver-